

Cuban Coffee

Am Vorabend war ich in Miami, Florida gelandet. Die noch warme Luft schlug mir beim Verlassen des Flugzeugs entgegen. Angenehm, wenn man aus dem Berliner November kam und der Winter, der noch gar nicht angefangen hatte, jetzt schon zu lange dauerte. Mein Gastgeber hatte mich am Flughafen begrüßt, nachdem ich in einer endlosen Prozedur die „Immigration“ überstanden hatte. Das Abfertigungspersonal, ein wildes Gemisch aus Herkunft und Hautfarbe, aber freundlich und bis zum Äußersten gelassen, tat nur seinen Job, wenn es Fingerabdrücke nahm, Fotos machte, Formulare kontrollierte, Eingaben in den Computer tippte, um dann mit endloser Geduld auf irgendeine Ausgabe auf dem Monitor zu warten. Wir fuhren im offenen Wagen Richtung Miami Beach, vorbei an heruntergekommenen Holzbuden und verwahrlosten Vorgärten, in denen verwiterte alte Leute auf Sperrmüll saßen und uninteressiert vor sich hinstarrten. Hinter den Buden schillerte schon die Skyline von Downtown Miami. Mein Begleiter und ich waren zum Thanksgiving bei einem amerikanischen Maler und seiner Frau eingeladen. Wir fuhren zu den Venetian Islands. Norman, ein figurativ-abstrakt-expressiver Maler, knapp achtzig Jahre, jüdischer Abstammung, buschige Balken über blitzenden Augen und poriger Nase. Seine Frau Nancy, gleich alt, früher in öffentlichen Ämtern, jetzt in Auflösung und Verfall. In den Räumen eine vielsprachige Sippe über alle Generationen, in der Küche wurstelte das spanisch-dunkelhäutige Personal. Natürlich gab es Truthahn und ein undefinierbares Kompott. Die Stimmung war heiter bis ausgelassen, zwischen Nippes und Zuviel. Wir verabschiedeten uns nach dem dritten Martini, der zu neunzig Prozent aus Gin bestand. Die Nachtluft flog immer noch lauwarm über den verdeckten Wagen. Hinter uns war die quietschige Skyline in schwarze Dunkelheit getaucht, vor uns stand die endlose Silhouette der vierzig Stockwerke hohen Strandhäuschen von Miami Beach. 5770 Collins Ave. Royal Embassy, 16. Stock. Hier wurde schon immer gerne übertrieben. Ich trank an der Balkonbrüstung stehend noch einen Schluck salzreicher Luft und tat auch noch etwas zur Sättigung des Auges. Meeresrauschen. Gute Nacht.

Guten Morgen. Der Kunststoff der Hurricane Shutter vor dem Fenster schlug unregelmäßig gegen Metall, grelle Lichtstreifen fielen auf die Zimmerwand. Die zweitausend Dollar teure Kaffeemaschine meines Gastgebers befand sich in einem Formtief. In ihr werkelt eine Technik, die vermutlich ausgereicht hätte, eine Apollo-Rakete aus den sechziger Jahren zum Mond zu schicken. Nach dem Anschalten forderte diese Technik zu diversen Wartungsläufen auf, röchelte, gurgelte und spie kloakenfarbiges Wasser aus. Danach versprach sie auf Knopfdruck etwas, das sie nicht zu halten im Stande war: genießbaren Kaffee. Die Suche nach analogen Alternativen gestaltete sich ergebnislos. In den Schränken war nichts zu finden und an den Wänden hingen nur Abstraktionen von Stamos, Dessous von Kacere, Ärsche von Sieff und Schamhaare von Blum. Gemalt oder fotografiert. Nichts gegen den Kaffeedurst. Im Gegenteil. Ich verließ das Appartement. Der Aufzug rauschte die sechzehn Stockwerke hinunter. Vorbei am Doorman, ein grinsender Clooney. Verpasste Karriere! Raus auf die Collins Avenue. Links oder rechts? Ich entschied mich für Links. Ein Glück! Es waren genau zehn Blocks, die ich jetzt vierzehn Tage lang zu meinem morgendlichen Cuban Coffee ging und Begegnungen hatte. Die Collins Avenue verlief an der

„Königlichen Botschaft“ hinter einer Häuserreihe im Abstand einer Grundstückstiefe vom Strand. Gelbe Fahrbahnmarkierungen betonten das Anthrazit des breiten und sauberen Asphaltbandes, auf dem die Schatten der Palmblätter wild wedelten. In regelmäßigen Abständen wucherten aus dem Belag der Bürgersteige die riesigen Ventile grellrot angemalter Hydranten. Auf halber Strecke gab ein spärlich beplanter kleiner Park den Blick auf den nahen Strand frei. Vereinzelt gab es noch die kleinen Motels, zwei Stockwerke hoch, in U-Form gebaut, mintfarben angepinselt. Einer dieser Restanten hieß „La Mimosa“ und sah auch so aus: langsam zerbröckelnd und zerquetscht von den riesigen Apartment-Türmen mit ihrem Glas und ihren Balkonen und ihren phallischen Dachabschlüssen kurz vor dem blauen Himmel. Bedeutungsschwer und prestigehungrig stürzten an ihren Sockeln gewaltige Wasserfälle über polierten Stein. Die Schatten der Türme kreuzten Touristen und Residenten, Farbige und Weiße, Eilige und Langsame, Beschäftigte und Zeittotschläger, Jobber und Strandbesucher, Athleten und Fastfood-Verschlinger, Absichtsvolle und Flaneure, Straßenreiniger und Laubbläser. Das war das Futter für die Kamera, die unbemerkt in Höhe meines Oberschenkels schleuderte, digital zielte, auslöste und speicherte.

Nach zehn Blocks und einer knappen halben Stunde Flanierens war ich angekommen. Der Laden, ein ranziger Schlauch aus Tresen, Pizzaöfen, Schachteln, Prospekt- und Serviettenständern, Besteckkästen, Spiegeln, Aluminiumtischen, Stühlen und Plastikblumen. Hinter dem Tresen knetete eine gewaltig breite, aber noch junge Südamerikanerin Teig. Das erste und letzte Mal sagte ich zu ihr einen vollständigen Satz: „I'd like to have a cuban coffee!“ Und dann: „What? Yes, with sugar. To go? No!“ Ich legte einen Dollar und fünf- undzwanzig Cent auf den Tresen. Wir näherten uns vierzehn Tage lang dem stummen Verstehen an, bis ich schließlich nur noch meinen Kopf durch die halb offene Aluminiumtüre steckte und nickend grüßte. An Santa Claus war es kurzzeitig aus mit der Routine - sie trug auf ihrem runden Kopf ein schrilles Rentiergeweih aus Kunststoff, das bei jeder Bewegung unsinnig wackelte. Ich grinste breiter als sonst und sagte irgendetwas wie „Happy Santa Claus Day“, ohne zu wissen, ob ein solcher Wunsch oder Gruß hier üblich war. Draußen ließ ich, wie vor einer panoramatischen Kulisse sitzend, eine Stunde lang Amerika an mir vorüberziehen. Links von mir eine nie geöffnete Spielhalle, gegenüber - wie an jeder Ecke in Miami - Walgreens, ein brüllender Warenkosmos, Alles und Nichts, Kopfschmerztabletten und Croissants. Auf der anderen Straßenseite schräg gegenüber das Deauville, 1964 einmal von den Beatles parfümiert und heute ein überholter Hotelklotz mit schwerem Achselgeruch. An seinen rechten Ausläufern eine Haltestelle mit vegetativen Gestalten, die viertelstündlich von einem Bus verschluckt wurden. Wieder auf meiner Seite, rechter Hand, hockte vor einem winzigen Supermarkt eine eingenässte Alte, die zum Inventar des Ladens zu gehören schien und die bereits vor dem Abwinken oder Kopfschütteln der Passanten ein fast lautloses „Sorry“ über die Lippen brachte. Hier saß ich jeden Tag und trank einen in der Sonne nur langsam abkühlenden, unglaublich süßen Cuban Coffee, bevor ich mich über den weißen und menschenleeren Strand am Wasser entlang wieder auf den Rückweg machte.